

## Zeitgenossenschaft (Stefan Geyer/Johannes Lehmann)

### 1. Zur Entstehungsgeschichte des Begriffs Zeitgenosse und Zeitgenossenschaft im 18. Jahrhundert, historische Semantik, diskursive Kontexte.

#### Wörterbücher:

**Zedler: Kein Eintrag zu ‚Zeitgenosse‘, aber Artikel zu ‚Genossen‘:**

„Genossen sind die, so einander gleich sind am Stand und am Herkommen. Genossen ist so viel, als seines gleichen, oder Geselle. „

In: Johann Heinrich Zedlers Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste. Halle/ Leipzig 1735, Bd. 10, S. 887.

#### Adelung:

Der Genöß, des -ssen, plur. die -ssen, Fämin. die Genössinn, plur. die -en, der mit dem andern etwas in Gemeinschaft genießet, einerley Beschaffenheit oder Umstände mit ihm gemein hat.

1) In weiterer Bedeutung, von einer jeden ähnlichen oder gleichen Beschaffenheit; in welcher im Hochdeutschen veralteten Bedeutung es ehemals für gleich gebraucht wurde. Enkeiner sin genos, keiner seines gleichen, Fabeln der Schwäb. Dichter.

So stark ist nieman noch so gros Er vindet etzuaa sin genos, Fab. 83. An triuwe ist nieman sin genos, Fab. 93. Denn der sey euch genöß am adel, Theuerd.

Besonders gebrauchte man es ehemals von Personen gleicher Geburt oder gleichen Standes; in welcher Bedeutung es noch zuweilen jetzt vorkommt. Ehemals mußte jeder von seinen Genossen gerichtet werden, von Personen seines Standes, die ihm ebenbürtig waren. 2) In engerer und noch gewöhnlicher Bedeutung ist Genöß jemand, der einige zufällige oder willkührliche Umstände mit dem andern gemein hat. Am häufigsten gebraucht man es in Zusammensetzungen, deren erste Hälfte diesen Umstand näher bestimmt. Z. B. ein Amtsgenöß, Bundesgenöß, Berggenöß, Diebsgenöß, Dienstgenöß, Ehegenöß, Eidgenöß, Glaubensgenöß, Handelsgenöß, Hausgenöß, Tischgenöß, Bettgenöß, Zunftgenöß u. s. f. Aber es kommt auch für sich allein vor. Alle ihre Genossen werden zu Schanden, Es. 44, 11. Die ersten Genossen des Abendmahls, die ersten, welche Theil daran hatten, welche es zuerst genossen. Der Dieb hat seine Genossen angegeben. Wo man denn die Gemeinschaft durch das Wort mit oft noch näher zu bestimmen pflegt, ein Mitgenöß. Anm. Kero übersetzte das Lat. consors noch sehr buchstäblich Ebanlozzo, und der Übersetzer Isidors Chuoithzss; Ottfried aber und Notker gebrauchten schon Ginoz und Genoz, theils für gleich, theils für einen Genossen. Im Nieders. lautet es Ge- nate, Genoth, im Schwed. Note, im Isländ. Naute. Es kommt von genießen her, vielleicht so ferne solches auch speisen bedeutet, da es denn zunächst Tischgenossen mag bezeichnet haben. Genöß wird zuweilen auch von beyden Geschlechtern gebraucht, der Ehegenöß für die Ehegenössin; richtiger aber werden beyde Geschlechter unterschieden.

In: Johann Christoph Adelung Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. Wien 1811, Bd. 2, S. 568.

Der Zeitgenöß, des -en, plur. die -en, Fämin. die Zeitgenössinn, eine Person, welche mit einer andern zu einer und eben derselben Zeit lebet, ein Zeitverwandter. So waren z. B. Wolf, Lange und Buddeus Zeitgenossen.

In: ebd., Bd. 4, S. 1677.

#### Grimm:

##### Zeitgenosse

-genosse, m., wer mit einem andern oder anderen gleichzeitig lebt; synchronos Frisius 1284a; Maaler 520c; zeitgenossen coetanei Stieler 1354; Kramer 2, 1441a; bis ins 19. Jahrh. gilt für den sing. durchgängig die form -genosz, zuletzt bei Raupach dram. w. ernster gattg 9, 29, W. Grimm heldensage 356; doch -genosse bei Lessing 7, 20 M.; beachtenswerth erscheint die schreibung -sz- bei Lavater verm. schr. 2, 327, Herder 19, 238; 23, 58 S., der sonst -ss- schreibt, Kinderling rein. 411, W. Scherer litteraturgesch. 24 und älteren wie Stieler, die vielleicht auf lange aussprache des -o- deutet; frühbeleg: also seind dise zwen zeitgenossen gewesen S. Franck chron. zeytb. (1531) 59a; 243a; Germ. chron. (1538) 116b; ein zeytgenosz ... Augustini Stumpf Schweizerchron. (1606) 186a; Hatto und Salomon waren zeytgenossen 318b; E. Francisci trauersaal (1665) 1, 151; J. J. Schwabe belust. 3, 451; seitdem häufig bezeugt: Gleim briefw. 1, 96 K.; Herder 17, 20 S., öft., reichlich bei Göthe (4, 274; 5, 182; 10, 212; 37, 91 W., u. öft.), seltener bei Schiller (2, 378; 4, 90; 5, 2 G.); danach gleichmäszig bezeugt und ein beliebtes wort; für den gebrauch werthvolle belege: Homers z-n J. H. Vosz antisymb. 2, 6; z. des philosophischen achtzehnten jahrhunderts Göthe 38, 385 W.; nicht den z-n, nicht den landsgenossen, — der menschheit übergebe ich mein ... werk Schopenhauer w. 1, 16 Gr.; seine gelehrten zeit- und kampfgenossen G. Keller ges. w. 6, 365; als schlagwort bereits 1807 bei E. M. Arndt geist d. zeit 1, 13: z-n, glückliche oder unglückliche z-n — wie soll ich euch nennen? und daher in der Berliner und norddeutschen umgangssprache gelegentlich mit einem humoristischen (verhandlungen des 'vereins der z-n' H. Seidel Leb. Hühnchen 86) oder verächtlichen (wo dat keiner von de z-n nich is, de sick wedder einen antut' [angetrunken] hett J. Brinckman plattd. w. 4 [1929] 151) gefühlston; auch als adjectiv: die werke der z-n dichter Sonnenfels ges. schr. 8, 307; die z-n fremden B. G. Niebuhr leb. 3, 274. dazu -genössin, f.: meine z. L. A. Gottschedin br. 2, 56 R.; Klopstock gramm. gespr. 65; Sappho, die landsmännin und z. (des) Alcäus Herder 27, 183 S.; Göthe IV 21, 250 W.; H. Heine 6, 23 E., ebda 2, 482 -ö-; auch noch später bezeugt. — -genossenschaft, f., 1) concret, die zeitgenossen, wie nachkommenschaft gebildet: die schönste dame ihrer z. Musäus volksmährch. 3, 43; das ... leben seiner z. (spiegeln) Novalis 4, 137 M.; Schopenhauer 1, 20 Gr.; u. a.; von Ranke wohl in der bedeutung zeitalter gebraucht: eine ... in ernster arbeit emporstrebende z. s. w. 29, 307; 1, 182; 2) abstract, die gleichzeitigkeit, das zusammenleben mit den zeitgenossen: er bedarf einer alten z. nicht Herder 27, 128 S.; Novalis 2, 40 M.; ihre z. mit Evenor H. Meyer gesch. d. bild. künste 1, 147; in beiden verwendungen veraltet; adj. zeitgenossenschaftlich: H. Heine 7, 83 E.; Ranke s. w. 28, 317. — -genusz, m., rechter gebrauch der zeit: aus ordnung allein flieszt z. Bonstetten schr. 233; Kotzebue s. dram. w. 14, 148. — -gericht, n.: dasz jährlich ruge und z. zu Ottingen gehalten werden (bair.) Haltaus 2147. — -geschäft, n., termingeschäft: beleg von 1844 bei Schirmer kfmspr. 213; hdbw. d. staatswiss. 2, 2, 1003. — -geschichte, f., 1) chronologica Stieler 1747; chronique, histoire Schwan 2, 1095b;

In: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Leipzig 1956, Bd. 31, S. 559.

Belege für den Sprachgebrauch im Singular: X ist Zeitgenosse von Y (18. Jahrhundert).

**Peter Bayle: Historisch-kritisches Wörterbuch im Auszuge neu geordnet und übersetzt: Erster Theil für Theologen. Lübeck 1779:**

„Abimelch, König zu Gerar, Abrahams Zeitgenosse.“ (S. 17)

„Ein Zeitgenosse des Apollonius, ein Philosoph Euphrates, hat sehr beissend über Apollonius gespottet.“ (S. 200) (Si nous avions ce qu'un Philosophe contemporain, nommé Euphrates, avoit écrit de satirique contre Apollonius, nous aurions un ample détail de médifances.)

„Cerinthus, ein Zeitgenosse der Apostel, leugnet die Schöpfung der Welt von Gott [...]“ (249) CERINTHUS, Hérésiarque contemporain des Apôtres, n'attribuoit point à Dieu, mais aux Anges, la création du Monde).

#### Belege und Kontexte für die Verwendung von Zeitgenosse(n) im Sinne von Genosse(n) der Zeit und im Sinne einer Thematisierung problematischer zeitlicher Abständigkeit

**Johann Salomo Semler: Abhandlung von freier Untersuchung des Canon. Zweiter Theil: Nebst Beantwortung einiger Recensionen des ersten Theils. Halle 1772, S. 556-557:**

„Dis ist also ein rechter Beweis, wovon der Hr. Licentiat alle Ehre behalten sol. I Petri I, 10 folg. Diese Stelle ist gerade eine Bestätigung meines Charakters: alles was die wahre und größte σωτηριαν ψυχων angehet (indefinite) Propheten, manche Propheten, gewis nicht der Urheber der Erzählungen von Simsons Thaten ic.) den Unterschied gemeiner jüdischen Ideen und niedriger unwürdigen Meinungen, gar wol eingesehen, auch solche Thorheit und Aberglauben bestrafet; indem der Geist Christi in solchen Propheten war π. Nun soll dis heissen, in der Lehrart des Hrn. Licentiaten: alle Nachrichten in den Büchern Mosis, im Buch der Richter, Ruth u. helfen zu σωτηριαν ψυχων, für alle Menschen aller Zeiten! brauche ich dis zu widerlegen? Warum musten von Zeit zu Zeit bessere Belehrungen gegeben werden? weil jener Unterricht zwar für jene alte Zeit das hinlänglich enthielte, wozu jene Zeitgenossen fähig waren; für die folgenden Menschen aber, war selbst unter den Juden, eine höhere Stufe von Belehrung nun nöthig; daher hat Gott manchen Propheten diese erhabenern Begriffe von σωτηρια ψυχων durch Eingebung mitgetheilt. Der ganze bessere Inhalt aber dieser Propheten, ist nun in aller Klarheit euch verkündigt worden, nachdem jezt in noch grösserer Stufe der heil. Geist den Aposteln diese Heilsordnung eingegeben und mitgetheilt hat. Dis ist die wahre Erklärung; und die Leser können sicher seyn, daß der Hr. Licentiat nimmermehr zeigen wird, Petrus habe gesagt, das Buch Ruth, Esther, Chronike u. [...] von σωτηρια ψυχων, und von der Gnade des neuen Bundes, in ihren Verfassern seie also der Geist Christi gewesen. Mein Charakter bleibt also unleugbar stehen. Noch dazu sind diese Stellen Anreden an Juden, welche diese Bücher alle schon hatten; aus diesen Büchern muste mit Juden, als ex conceffis disputirt werden. Es ist aber kein Beweis, daß hiemit jener jüdische Canon als ein Verzeichnis von lauter götlichen Schriften, für alle andre Menschen bestätigt worden sey, die auch keine Juden gewesen. Ich handle so gerade und so aufrichtig; daß wol jeder Leser siehet, ich habe die Wahrheit auf meiner Seite. So ist es namentlich mit dem Briefe an die Hebräer beschaffen; Paulus braucht hier viele Bücher des alten Testaments, weil diese Leser sie als götliche schon angenommen hatten; die ganze Beweisart ist auch jenen Zeitgenossen angemessen, und schließt gar nicht für uns; wir haben es ganz unmittelbar aus der Lehre Christi und den Schriften der Apostel, dort muste es aber entfernter Weise erst dargethan werden [...]“

**„Riedels Briefe über das Publikum an einige Glieder desselben“. In: Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. Achten Bandes Zweytes Stück. Leipzig 1769, S. 309-310:**

„Jeder hat also das Recht, für sich selbst zu entscheiden, was ihm schön seyn soll. Der Begriff der Schönheit vermischt sich auch mit dem Begriffe der Schriftlichkeit; und dieser verändert sich so oft, so oft sich der Zweck verändert. Der Einfluß des Klima ist bekannt. Über die Gewalt der Mode, die Ursache, die Entstehung derselben, und die Art, wie unser Geschmack durch dieselbe von Zeit zu Zeit abgeändert wird, ist weniger untersucht, und doch einer Untersuchung werth. Meistentheils entsteht sie aus der Nachahmung, die die Bewunderung dessen was über uns ist, und sich vor dem andern heraus nimmt, allemal erregt. Sie wird durch die Eitelkeit verstärkt, die uns antreibt, das anzunehmen, was uns wieder die Bewunderung derer, die unter uns sind, verschaffen kann. Sie wird endlich durch die Gewohnheit und durch die Trägheit befestiget.

Je geschäftiger eine Nation ist, je mehr erfinderische Köpfe sie hat, desto öfter werden sich bey ihr die Moden in Wissenschaften, Künsten und Literatur abändern.

Eine andre Ursache von der Verschiedenheit des Geschmacks ist die Aehnlichkeit, die wir in allen Sachen mit uns selbst suchen. So lange also als Menschen verschieden sind, so lange werden sie auch einen verschiedenen Maastab des Schönen und des Häßlichen haben. Jeder Schriftsteller schreibt für seine Zeitgenossen zuerst. Die ganze Verfassung der Zeit, des Orts und der Umstände, in denen er war, stimmten den Ton seiner Werke. Für die Nachwelt sind freylich eine Menge dieser Schönheiten verloren, die für seine Zeitgenossen vielleicht die empfindlichsten waren. Aber bey den wirklich guten Schriftstellern müssen doch immer noch die zurück bleiben, die aus dem Allgemeinen der menschlichen Natur genommen sind. Eben deswegen sind die Vergleichenungen sowohl unnütz als mislich. Sie werden größtentheils nur gebraucht, Grundsätze zu beweisen, die man ohne sie schon angenommen hatte. Ueberdieß erzwingen sie oft eine Aehnlichkeit, die nicht ist, suchen gemeinschaftliche Regeln, wo die Schriftsteller selbst nach ganz verschiedenen gearbeitet haben, und schränken die Werke mehrerer Genies in die Gränzen und in den Geschmack eines einzigen ein.“

#### Weitere Belege für Reflexionen zeitlicher Synchronisierungsprobleme

**Adam Weishaupt: Anrede an die neu aufzunehmenden Illuminatos dirigentes, in: Nachtrag von weitem Originalschriften, welche die Illuminatensekte überhaupt, sonderbar aber den Stifter derselben Adam Weishaupt, gewesen Professor zu Ingolstadt betreffen [...], Zwo Abtheilungen. München 1787, II, S. 44–121, hier S. 54:**

„Mit jeder dieser Perioden des ganzen Geschlechts lernen die Menschen neue, ihnen vorher unbekante Bedürfnisse kennen. Jedes neue Bedürfnis ist gleichsam der Saamen, aus welchem eine neue Veränderung, ein neuer Zustand, ein Besserseyn hervor keimt, weil es den Menschen zur Thätigkeit reißt, in ihm den Nisus [die Energie, den Schwung, J.L.] hervorbringt, solches zu befriedigen, hinwegzuschaffen. Aus jedem befriedigten Bedürfnis entsteht wieder ein neues, und die Geschichte des Menschen Geschlechts ist die Geschichte seiner Bedürfnisse, wie das eine aus dem andern entstanden: und diese Geschichte, diese Abstammung, diese Entwicklung der Bedürfnisse ist die Geschichte der Vervollkommnung desganzen Geschlechts; denn nach diesen richten sich Kultur, Verfeinerung der Sitten, Entwicklung der schlafenden Geisteskräfte: mit der Entwicklung derselben ändert sich zugleich die Lebensart, der moralische und politische Zustand, die Begriffe von Glückseligkeit, das Betragen der Menschen gegen einander, ihre Verhältnisse unter sich, die ganze Lage der jedesmaligen gleichzeitigen Welt.“

**Christian Garve: Bruchstücke zu der Untersuchung über den Verfall der kleineren Städte. In: Ders.: Vermischte Aufsätze, welche einzeln oder in Zeitschriften erschienen sind. Erster Theil. Breslau 1796, S. 373-444, hier S. 396-398:**

„Wenn sich, nach und nach, diese, der einen Nation eigenthümliche, Geschicklichkeit, in Arbeiten der Industrie, den Einwohnern der benachbarten Länder mittheilte: so verbreitete sich doch diese Nachahmung nicht leicht, auf alle Provinzen und Gegenden derselben, allgemein; sondern nahm vorzüglich ihren Weg nach denjenigen Oertern, deren Einwohner schon zuvor am meisten mit dem Auslande in Verbindung gestanden hat, das heißt, nach den reichsten und größten Oertern.

Von nun an fand sich also ein merklicherer Unterschied, auch unter den Städten desselben Landes, ein, als bis dahin statt gefunden hatte. Der Handwerker einer entlegenen Provinz konnte dem der Residenz, oder einer großen Handelsstadt, nicht mehr in seiner Arbeit gleich kommen. Entblößt von den Hilfsmitteln, die uns Reichthum und Volksmenge, oder die Nachbarschaft der Gelehrten und Großen dem Kunstfleiß geben kann, arbeitete er nur auf die gewohnte Weise seiner Vorfahren fort, oder machte höchstens die Fortschritte, zu welchen ihm sein eigner Verstand, und sein einsamer Fleiß verhalf. Da sich nun, unter der verzehrenden Classe, die Kenntniß der bessern Waaren und der Geschmack an denselben, weit schneller in alle, auch die abgelegnen, Gegenden ausbreitet, als unter der arbeitenden Classe die Kunst solche Waaren zu verfertigen: so ist die natürliche Folge, daß die arbeitsamen Einwohner der kleinen und entfernten Städte, so geschickt sie, nach dem Maßstabe voriger Zeiten, seyn mögen, ihre reichern Kunden verlieren, weil sie mit ihrem Zeitalter nicht Schritt halten können.

Diese Ursachen, von der Abnahme des Flors der kleinen Städte, sind allgemein; und ihre Wirkungen haben sich in allen Ländern gezeigt. Sie hängen von dem Laufe der Dinge, nicht von den Einrichtungen der Regierung ab, – und können nur, durch eben solche Veränderungen, in dem Geiste und den Geschicklichkeiten der Menschen, aufgehoben werden, als die waren, durch welche sie herbegeführt wurden.“

Kontext: Ruhm und Nachwelt

**Der Gesellige, eine moralische Wochenschrift. Vierter Theil. Halle 1749, S. 126-128:**

„Da wir Menschen sind, so lieget uns, vermöge der Geselligkeit, auch ob, auf die Ehre des menschlichen Geschlechts zu sehen. Je mehr berühmte Menschen auf der Welt leben, jemehr erlangt das menschliche Geschlecht Ehre. Es soll also billig kein Mensch leben, der nicht rühmlich zu leben suche, und wer dieses unterläßt, begehet gegen das ganze menschliche Geschlecht einen Raub der Ehre. Ich wollte daher, daß jedes faules, unrühmliches, niederträchtiges und schändliches Mitglied der Menschen vor seinem Ende aller Welt eine Ehrenerklärung thun müßte. Die Menge solcher unnützen Personen hat bisher gehindert, daß ihnen nicht die Strafe der Soldaten, die ihre Fahnen verlassen, wiederfähret; und diese Menge ist es eben, die uns anreizen soll, desto mehr Ruhmwürdiges zu begehen, damit das Uebel so vieler, durch das überwiegende Gute der wenigen ersetzt werden möge. Es leugnet kein vernünftiger Mensch, daß wir auf einen guten Namen bey unserm Leben sehen müssen; und ich kan nicht begreifen, warum ein guter Name nach dem Tode eine nichtswürdige Sache seyn solle, da derselbe von vielen Unvollkommenheiten befreuet ist, die, so lange wir leben, unvermeidlich sind. Denn Neid und Partheylichkeit verdunkeln oder erheben einen Menschen durch tausend Vorurtheile, so lange er lebet; da hingegen der Tod und die Zeit alle diese falsche Zufälligkeit vernichtet, und den wahren Werth eines Menschen bestimmt. Der Nachruhm ist ein Band, welches von Anfang der Welt bis an das Ende derselben alle große

Menschen mit einander verbindet, und eine durch alle Zeiten daurende Geselligkeit auf eine wunderbare Art errichtet. Denn diejenigen, die gerühmt werden, stehen in einem genauen Zusammenhang mit denen, die sie rühmen. Wie rein, wie edel, wie erhaben ist diese Geselligkeit, die den Nachruhm errichtet!

[...]

Ein Mensch, der Nachruhm erwerben will, muß bedenken, daß er Ruhm sucht bei einer Welt, die in keinem genauen Zusammenhange mit ihm stehet, und ihn nicht persönlich kennt. Er muß sich also bey solchen Zeitverwandten berühmt machen, die selbst berühmt sind, und solche Handlungen vornehmen, die einen glücklichen Einfluß auf die Nachwelt haben. Es scheint vieles groß und von einem weitläufigen Einfluß zu sein, das in 50 Jahren keinen Menschen auf der Welt mehr angehet, und also vergessen wird. Die Begierde, lebend groß zu werden, verhindert oft den Nachruhm, indem man sich nur mit den Zeitgenossen zu thun macht, ohne auf ihre Kinder zu sehen. Das Lob der jetzigen Welt kommt nach dem wenigsten Theil auf die Nachkommen. Ich entsinne mich, in Zeitungsblättern und Tagebüchern ein solches allgemeines Lob gewisser Personen gelesen zu haben, das nicht übertriebener sein konte; allein die Zeitungen und Tagebücher werden Maculatur, ihre Stätte wird nicht mehr gefunden, und die Personen sind gestorben, jetzo gedenket kein Mensch mehr ihrer. Die Geschichte selbst ist nicht hinlänglich, den Nachruhm zu erhalten, welcher von Herzen gehen muß, wenn sie nicht Thaten enthält, die uns rühren und nützlich sind.

Diejenigen, welche sich auf einen Stammbaum ihrer stiftsfähigen Ahnen so viel einbilden, können sich eine wahre Ehre aus dem Gedächtniß ihrer Vorfahren erwecken, wenn sie sich entschliessen wollten, bei jedem Namen eine ruhmwürdige Handlung dessen, der ihn getragen hat, zu setzen, und ihren Kindern Gelegenheit zu geben, eine gleiche Handlung bei ihrem eigenen Namen hinzuzufügen. Ich fürchte, daß auf diese Bedingung die Ahnentafeln oft auf ein Kartenblatt sehr vollständig und groß gezeichnet werden könnten.“

## 2. Biologisch-generationale Dimension der Zeitgenossenschaft

Artikel 28 Teil der *Declaration des Droits de L'Homme et du Citoyen* vom Juni 1793 geworden: „Un peuple a toujours le droit de revoir, de réformer et de changer sa Constitution. Une génération ne peut assujettir à ses lois les générations futures.“

(Der Text der Menschenrechtserklärung ist abrufbar unter: [http://www.conseil-constitutionnel.fr/conseil-constitutionnel/francais/la-constitution/les-constitutions-de-la-france/constitution-du-24-juin-1793\\_5084.html](http://www.conseil-constitutionnel.fr/conseil-constitutionnel/francais/la-constitution/les-constitutions-de-la-france/constitution-du-24-juin-1793_5084.html).

Ähnlich argumentiert auch Thomas Jefferson. Vgl. hierzu Peter Sloterdijk: Die schrecklichen Kinder der Neuzeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2015, S. 441 und S. 39)

**Thomas Paine: Les Droits de l'homme. Zit.n. Pierre Nora: La génération. In: Les Lieux de Mémoire. 2. Sous la direction de Pierre Nora. Paris 1997, S. 2975-3015, hier 2979:**

„L'homme n'a aucun droit de propriété sur un autre homme ni les générations actuelles sur les générations futures.“

**Immanuel Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Ders.: Werke in sechs Bänden. Hg. von Wilhelm Weischedel. Band VI: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1998, S. 51-61, hier S. 57-59:**

„Ein Zeitalter kann sich nicht verbünden und darauf verschwören, das folgende in einen Zustand zu setzen, darin es ihm unmöglich werden muß, seine (vornehmlich so sehr angelegentliche) Erkenntnisse zu erweitern, von Irrtümern zu reinigen, und überhaupt in der Aufklärung weiter zu schreiten. Das wäre ein Verbrechen wider die menschliche Natur, deren ursprüngliche Bestimmung gerade in diesem Fortschreiten besteht; und die Nachkommen sind also vollkommen dazu berechtigt, jene Beschlüsse, als unbefugter und frevelhafter Weise genommen, zu verwerfen. Der Proberstein alles dessen, was über ein Volk als Gesetz beschlossen werden kann, liegt in der Frage: ob ein Volk sich selbst wohl ein solches Gesetz auferlegen könnte? Nun wäre dieses wohl, gleichsam in der Erwartung eines bessern, auf eine bestimmte kurze Zeit möglich, um eine gewisse Ordnung einzuführen; indem man es zugleich jedem der Bürger, vornehmlich dem Geistlichen, frei ließe, in der Qualität eines Gelehrten öffentlich, d.i. durch Schriften, über das Fehlerhafte der dermaligen Einrichtung seine Anmerkungen zu machen, indessen die eingeführte Ordnung noch immer fortdauerete, bis die Einsicht in die Beschaffenheit dieser Sachen öffentlich so weit gekommen und bewähret worden, daß sie durch Vereinigung ihrer Stimmen (wenn gleich nicht aller) einen Vorschlag vor den Thron bringen könnte, um diejenigen Gemeinden in Schutz zu nehmen, die sich etwa nach ihren Begriffen der besseren Einsicht zu einer veränderten Religionseinrichtung geeinigt hätten, ohne doch diejenigen zu hindern, die es beim Alten wollten bewenden lassen. Aber auf eine beharrliche, von niemanden öffentlich zu bezweifelnde Religionsverfassung, auch nur binnen der Lebensdauer eines Menschen, sich zu einigen, und dadurch einen Zeitraum in dem Fortgange der Menschheit zur Verbesserung gleichsam zu vernichten, und fruchtlos, dadurch aber wohl gar der Nachkommenschaft nachteilig, zu machen, ist schlechterdings unerlaubt. Ein Mensch kann zwar für seine Person, und auch alsdann nur auf einige Zeit, in dem, was ihm zu wissen obliegt, die Aufklärung aufschieben; aber auf sie Verzicht zu tun, es sei für seine Person, mehr aber noch für die Nachkommenschaft, heißt die heiligen Rechte der Menschheit verletzen und mit Füßen treten. Was aber nicht einmal ein Volk über sich selbst beschließen darf, das darf noch weniger ein Monarch über das Volk beschließen.“

Kleist, Heinrich von: ("Zeitgenossen!..."). In: Ders.: Sämtliche Werke und Briefe. Bd. 2. Auf der Grundlage der Brandenburger Ausgabe herausgegeben von Roland Reuß und Peter Staengle.

München/Frankfurt am Main 2010, S. 302-303.

## Politische Schriften des Jahres 1809

«»Zeitgenossen! ...«»

»Zeitgenossen! Glückliche oder unglückliche Zeitgenossen – wie soll ich euch nennen? Daß ihr nicht aufmerken wollet, oder nicht aufmerken könnet. Wunderbare und sorgenlose Blindheit, mit welcher ihr nichts vernehmt! O wenn in euren Füßen Weissagung wäre, wie schnell würden sie zur Flucht sein! Denn unter ihnen gährt die Flamme, die bald in Vulcanen herausdonnern, und unter ihrer Asche und ihren Lavaströmen Alles begraben wird. Wunderbare Blindheit, die nicht gewahrt, daß Ungeheures und Unerhörtes nahe ist, daß Dinge reifen, von welchen noch der Urenkel mit Grausen sprechen wird, wie von atridischen Tischen und Pariser und Nanter Bluthochzeiten? Welche Verwandlungen nahen! Ja, in welchen seid ihr mitten inne und merkt sie nicht, und meinest, es geschehe etwas Alltägliches in dem alltäglichen Nichts, worin ihr befangen seid!« – G. d. Z. S. 13.

Mehr als einmal habe ich diese Worte als übertrieben tadeln hören. Sie flößen, sagt man, ein gewisses falsches Entsetzen ein, das die Gemüther, statt sie zu erregen, vielmehr abspanne und erschlafe. Man sieht um sich; heißt es, ob wirklich die Erde sich schon, unter den Fußtritten der Menschen, eröffne; und wenn man die Thürme und die Giebel der Häuser noch stehen sieht, so holt man, als ob man aus einem schweren Traum erwachte, wieder Athem. Das Wahrhaftige, was darin liegt, verwerfe man mit dem Unwahrhaftigen, und sei geneigt, die ganze Weissagung, die das Buch enthält, für eine Vision zu halten.

O du, der du so sprichst, du kömst mir vor, wie etwa ein Grieche, aus dem Zeitalter des Sulla; oder, aus jenem des Titus, ein Israelit.

Was! Dieser mächtige Staat der Juden soll untergehen? Jerusalem, diese Stadt Gottes, von seinen leibhaftigen Cherubim beschützt, sie sollte, mit Zinn u. Mauern zu Asche versinken? Eulen und Adler sollten in den Trümmern dieses salomonischen Tempels wohnen? Der Tod sollte die ganze Bevölkerung hinwegraffen, Weiber und Kinder in Fesseln hinweggeführt werden, und die Nachkommenschaft, in alle Länder der Welt zerstreut, durch Jahrtausende und wieder Jahrtausende, auf ewig elend, verworfen wie dieser Ananias prophezeit, das Leben der Sklaven führen?

Was!

## Satyrische Briefe.

f.

~~Brief eines rheinbündischen Officiers an seinen Freund.~~

~~Auf meine Ehre, mein vortrefflicher Freund, Sie irren sich. Ich will ein Schelm sein, wenn die Schlacht von Jena, wie Sie zu glauben scheinen, meine politischen Grundsätze verändert hat. Lassen Sie uns wieder einmal, nach dem Beispiel des schönen Sommers von 1806, ein patriotisches Convivium veranstalten (bei Sala schlag ich vor, er hat frische Austern bekommen und sein Burgunder ist vom Besten): so sollen sie sehen, daß ich noch ein ebenso enthusiastischer Anhänger der Deutschen bin, wie vormals. Zwar, der Schein ich gestehe es ist wider mich. Der König hat mich nach dem Frieden bei Tilsit, auf die Verwendung des Reichsmarschalls, Herzogs von Auerstädt den ich einige Dienste zu leisten Gelegenheit, zum Obristen avancirt. Man hat mir das Kreuz der Ehrenlegion zugeschiedt, eine Auszeichnung, mit welchem ich, wie Sie selbst einsahen öffentlich zu erscheinen, nicht unterlassen kann; ich würde den König, dem ich diene auf eine zwecklose Weise, dadurch compromittiren.~~

~~Aber was folgt daraus? Meinen Sie, daß diese Armseeligkeiten mich bestimmen werden, die große Sache, für die die~~

Nietzsche, Friedrich: Unzeitgemäße Betrachtungen II. In: Ders.:  
Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe. Herausgegeben  
von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München 2015, S. 243-335.

## Vorwort.

„Uebrigens ist mir Alles verhasst, was mich bloss belehrt, ohne meine Thätigkeit zu vermehren, oder unmittelbar zu beleben“. Dies sind Worte Goethes, mit denen, als mit einem herzlich ausgedrückten *Ceterum censeo*, unsere Betrachtung über den Werth und den Unwerth der Historie beginnen mag. In derselben soll nämlich dargestellt werden, warum Belehrung ohne Belebung, warum Wissen, bei dem die Thätigkeit erschlaft, warum Historie als kostbarer Erkenntniss-Ueberfluss und Luxus uns ernstlich, nach Goethes Wort, verhasst sein muss — deshalb, weil es uns noch am Nothwendigsten fehlt, und weil das Ueberflüssige der Feind des Nothwendigen ist. Gewiss, wir brauchen die Historie, aber wir brauchen sie anders, als sie der verwöhnte Müssiggänger im Garten des Wissens braucht, mag derselbe auch vornehm auf unsere derben und anmuthlosen Bedürfnisse und Nöthe herabsehen. Das heisst, wir brauchen sie zum Leben und zur That, nicht zur bequemen Abkehr vom Leben und von der That oder gar zur Beschönigung des selbstsüchtigen Lebens und der feigen und schlechten That. Nur soweit die Historie dem Leben dient, wollen wir ihr dienen: aber es giebt einen Grad, Historie zu treiben und eine Schätzung derselben, bei der das Leben verkümmert und entartet: ein Phänomen, welches an merkwürdigen Symptomen

unserer Zeit sich zur Erfahrung zu bringen jetzt eben so notwendig ist als es schmerzlich sein mag.

Ich habe mich bestrebt eine Empfindung zu schildern, die mich oft genug gequält hat; ich räche mich an ihr, indem ich sie der Oeffentlichkeit preisgebe. Vielleicht wird irgend Jemand durch eine solche Schilderung veranlasst, mir zu erklären, dass er dieselbe Empfindung zwar auch kenne, aber dass ich sie nicht rein unursprünglich genug empfunden und durchaus nicht mit der gebührenden Sicherheit und Reife der Erfahrung ausgesprochen habe. So vielleicht der Eine oder der Andere; die Meisten aber werden mir sagen, dass es eine ganz verkehrte, unnatürliche, abscheuliche und schlechterdings unerlaubte Empfindung sei, ja dass ich mich mit derselben der so mächtigen historischen Zeitrichtung unwürdig gezeigt habe, wie sie bekanntlich seit zwei Menschenaltern unter den Deutschen namentlich zu bemerken ist. Nun wird jedenfalls dadurch, dass ich mich mit der Naturbeschreibung meiner Empfindung hervorwage, die allgemeine Wohlanständigkeit eher gefördert als beschädigt, dadurch dass ich Vielen Gelegenheit gebe, einer solchen Zeitrichtung, wie der eben erwähnten, Artigkeiten zu sagen. Für mich aber gewinne ich etwas, was mir noch mehr werth ist als die Wohlanständigkeit — öffentlich über unsere Zeit belehrt und zurecht gewiesen zu werden.

Unzeitgemäss ist auch diese Betrachtung, weil ich etwas, worauf die Zeit mit Recht stolz ist, ihre historische Bildung, hier einmal als Schaden, Gebreite und Mangel der Zeit zu verstehen versuche, weil ich sogar glaube, dass wir Alle an einem verzehrenden historischen Fieber leiden und mindestens erkennen sollten, dass wir daran leiden. Wenn aber Goethe mit gutem Rechte gesagt hat, dass wir mit unseren Tugenden zugleich auch unsere Fehler anbauen, und wenn, wie Jedermann weiss, eine hypertrophische Tugend — wie sie mir der historische Sinn unserer Zeit zu sein scheint — so gut zum Verderben eines Volkes werden kann wie ein hypertrophisches Laster: so mag man mich nur einmal gewähren lassen. Auch soll zu meiner Entlastung nicht ver-

schwiegen werden, dass ich die Erfahrungen, die mir jene quälenden Empfindungen erregten, meistens aus mir selbst und nur zur Vergleichung aus Anderen entnommen habe, und dass ich nur sofern ich Zögling älterer Zeiten, zumal der griechischen bin, über mich als ein Kind dieser jetzigen Zeit zu so unzeitgemässen Erfahrungen komme. So viel muss ich mir aber selbst von Berufs wegen als classischer Philologe zugestehen dürfen: denn ich wüsste nicht, was die classische Philologie in unserer Zeit für einen Sinn hätte, wenn nicht den, in ihr unzeitgemäss — das heisst gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und hoffentlich zu Gunsten einer kommenden Zeit — zu wirken.

~~Zustände vorher begehrt und erstrebt zu haben. Wie der Handelnde, nach Goethes Ausdruck, immer gewissenlos ist, so ist auch wissenlos, er vergisst das Meiste, um Eins zu thun, er ungerecht gegen das, was hinter ihm liegt und kennt nur Recht, das Recht dessen, was jetzt werden soll. So liebt jeder Handelnde seine That unendlich mehr als sie geliebt zu werden verdient; und die besten Thaten geschehen in einem solchen Ueberschwange der Liebe, dass sie jedenfalls dieser Liebe unwerth sein müssen, wenn ihr Werth auch sonst unberechenbar groß wäre.~~

Sollte Einer im Stande sein, diese unhistorische Atmosphäre in der jedes grosse geschichtliche Ereigniss entstanden ist, in zahlreichen Fällen auszuwittern und nachzuathmen, so vermöchte ein Solcher vielleicht, als erkennendes Wesen, sich auf einen überhistorischen Standpunkt zu erheben, wie ihn einmal Niebuhr als mögliches Resultat historischer Betrachtungen geschildert hat. „Zu einer Sache wenigstens,“ sagt er, „ist die Geschichte, klar und ausführlich begriffen, nutz: dass man weiss, wie auch die grössten und höchsten Geister unseres menschlichen Geschlechtes nicht wissen, wie zufällig ihr Auge die Form angenommen hat, wodurch sie sehen und wodurch zu sehen sie von Jedermann gewaltsam fordern, gewaltsam nämlich, weil die Intensität ihres Bewusstseins ausnehmend gross ist. Wer dies nicht ganz bestimmt und in vielen Fällen weiss und begriffen hat, den unterjocht die Erscheinung eines mächtigen Geistes, der in eine gegebene Form die höchste Leidenschaftlichkeit bringt.“ Ueberhistorisch wäre ein solcher Standpunkt zu nennen, weil Einer, der auf ihm steht, gar keine Verführung mehr zum Weiterleben und zur Mitarbeit an der Geschichte verspüren könnte, dadurch dass er die Eine Bedingung alles Geschehens, jene Blindheit und Ungerechtigkeit in der Seele des Handelnden, erkannt hätte; er wäre selbst davon geheilt, die Historie von nun an noch übermässig ernst zu nehmen: hätte er doch gelernt, an jedem Menschen, an jedem Erlebniss, unter Griechen oder Türken, aus einer Stunde des ersten

oder des neunzehnten Jahrhunderts, die Frage sich zu beantworten, wie und wozu gelebt werde. Wer seine Bekannten fragt, ob sie die letzten zehn oder zwanzig Jahre noch einmal zu durchleben wünschten, wird leicht wahrnehmen, wer von ihnen für jenen überhistorischen Standpunkt vorgebildet ist: zwar werden sie wohl Alle Nein! antworten, aber sie werden jenes Nein! verschieden begründen. Die Einen vielleicht damit, dass sie sich getrösten „aber die nächsten zwanzig werden besser sein“; es sind die, von denen David Hume spöttisch sagt:

And from the dregs of life hope to receive,  
What the first sprightly running could not give.

Wir wollen sie die historischen Menschen nennen; der Blick in die Vergangenheit drängt sie zur Zukunft hin, feuert ihren Muth an, es noch länger mit dem Leben aufzunehmen, entzündet die Hoffnung, dass das Rechte noch komme, dass das Glück hinter dem Berge sitze, auf den sie zuschreiten. Diese historischen Menschen glauben, dass der Sinn des Daseins im Verlaufe eines Prozesses immer mehr ans Licht kommen werde, sie schauen nur deshalb rückwärts, um an der Betrachtung des bisherigen Prozesses die Gegenwart zu verstehen und die Zukunft heftiger begehren zu lernen; sie wissen gar nicht, wie unhistorisch sie trotz aller ihrer Historie denken und handeln, und wie auch ihre Beschäftigung mit der Geschichte nicht im Dienste der reinen Erkenntniss, sondern des Lebens steht.

Aber jene Frage, deren erste Beantwortung wir gehört haben, kann auch einmal anders beantwortet werden. Zwar wiederum mit einem Nein! aber mit einem anders begründeten Nein. Mit dem Nein des überhistorischen Menschen, der nicht im Prozesse das Heil sieht, für den vielmehr die Welt in jedem einzelnen Augenblicke fertig ist und ihr Ende erreicht. Was könnten zehn neue Jahre lehren, was die vergangenen zehn nicht zu lehren vermochten!

~~ist. Auf diese unscheinbarste von allen Veränderungen muß sich der historische Materialist verstehen.~~

V

Das wahre Bild der Vergangenheit *huscht* vorbei. Nur als Bild, das auf Nimmerwiedersehen im Augenblick seiner Erkennbarkeit eben aufblitzt, ist die Vergangenheit festzuhalten. »Die Wahrheit wird uns nicht davonlaufen« – dieses Wort, das von Gottfried Keller stammt, bezeichnet im Geschichtsbild des Historismus genau die Stelle, an der es vom historischen Materialismus durchschlagen wird. Denn es ist ein unwiederbringliches Bild der Vergangenheit, das mit jeder Gegenwart zu verschwinden droht, die sich nicht als in ihm gemeint erkannte.

VI

Vergangenes historisch artikulieren heißt nicht, es erkennen »wie es denn eigentlich gewesen ist«. Es heißt, sich einer Erinnerung bemächtigen, wie sie im Augenblick einer Gefahr aufblitzt. Dem historischen Materialismus geht es darum, ein Bild der Vergangenheit festzuhalten, wie es sich im Augenblick der Gefahr dem historischen Subjekt unversehens einstellt. Die Gefahr droht sowohl dem Bestand der Tradition wie ihren Empfängern. Für beide ist sie ein und dieselbe: sich zum Werkzeug der herrschenden Klasse herzugeben. In jeder Epoche muß versucht werden, die Überlieferung von neuem dem Konformismus abzugewinnen, der im Begriff steht, sie zu überwältigen. Der Messias kommt ja nicht nur als der Erlöser; er kommt als der Überwinder des Antichrist. Nur *dem* Geschichtsschreiber wohnt die Gabe bei, im Vergangenen den Funken der Hoffnung anzufachen, der davon durchdrungen ist: auch die Toten werden vor dem Feind, wenn er siegt, nicht sicher sein. Und dieser Feind hat zu siegen nicht aufgehört.

VII

Bedenkt das Dunkel und die große Kälte  
In diesem Tale, das von Jammer schallt.

*Brecht, Die Dreigroschenoper*

Fustel de Coulanges empfiehlt dem Historiker, wolle er eine Epoche nacherleben, so solle er alles, was er vom spätern Verlauf der Geschichte wisse, sich aus dem Kopf schlagen. Besser ist das Verfahren nicht zu kennzeichnen, mit dem der historische Materialismus gebrochen hat. Es ist ein Verfahren der Einfühlung. Sein Ursprung ist die Trägheit des Herzens, die *acedia*, welche daran verzagt, des echten historischen Bildes sich zu bemächtigen, das flüchtig aufblitzt. Sie galt bei den Theologen des Mittelalters als der Urgrund der Traurigkeit. Flaubert, der Bekanntschaft mit ihr gemacht hatte, schreibt: »Peu de gens devineront combien il a fallu être triste pour ressusciter Carthage.« Die Natur dieser Traurigkeit wird deutlicher, wenn man die Frage aufwirft, in wen sich denn der Geschichtsschreiber des Historismus eigentlich einfühlt. Die Antwort lautet unweigerlich in den Sieger. Die jeweils Herrschenden sind aber die Erben aller, die je gesiegt haben. Die Einfühlung in den Sieger kommt demnach den jeweils Herrschenden allemal zugut. Damit ist dem historischen Materialisten genug gesagt. Wer immer bis zu diesem Tage den Sieg davontrug, der marschiert mit in dem Triumphzug, der die heute Herrschenden über die dahinführt, die heute am Boden liegen. Die Beute wird, wie das immer so üblich war, im Triumphzug mitgeführt. Man bezeichnet sie als die Kulturgüter. Sie werden im historischen Materialisten mit einem distanzierteren Betrachter zu rechnen haben. Denn was er an Kulturgütern überblickt, das ist ihm samt und sonders von einer Abkunft, die er nicht ohne Grauen bedenken kann. Es dankt sein Dasein nicht nur der Mühe der großen Genien, die es geschaffen haben, sondern auch der namenlosen Fron ihrer Zeitgenossen. Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein. Und wie es selbst nicht frei ist von Barbarei, so ist es auch der Prozeß der Überlieferung nicht, in der es von dem einen an den andern gefallen ist. Der historische Materialist rückt daher nach Maß-

gabe des Möglichen von ihr ab. Er betrachtet es als seine Aufgabe, die Geschichte gegen den Strich zu bürsten.

## VIII

Die Tradition der Unterdrückten belehrt uns darüber, daß der ›Ausnahmestand‹, in dem wir leben, die Regel ist. Wir müssen zu einem Begriff der Geschichte kommen, der dem entspricht. Dann wird uns als unsere Aufgabe die Herbeiführung des wirklichen Ausnahmestands vor Augen stehen; und dadurch wird unsere Position im Kampf gegen den Faschismus sich verbessern. Dessen Chance besteht nicht zuletzt darin, daß die Gegner ihm im Namen des Fortschritts als einer historischen Norm begegnen. – Das Staunen darüber, daß die Dinge, die wir erleben, im zwanzigsten Jahrhundert ›noch‹ möglich sind, ist *kein* philosophisches. Es steht nicht am Anfang einer Erkenntnis, es sei denn der, daß die Vorstellung von Geschichte, aus der es stammt, nicht zu halten ist.

## IX

Mein Flügel ist zum Schwung bereit  
*ich kehrte gern zurück*  
denn blieb' ich auch lebendige Zeit  
ich hätte wenig Glück.

*Gerhard Scholem, Gruß vom  
Angelus*

Es gibt ein Bild von Klee, das Angelus Novus heißt. Ein Engel ist darauf dargestellt, der aussieht, als wäre er im Begriff, sich von etwas zu entfernen, worauf er starrt. Seine Augen sind aufgerissen, sein Mund steht offen und seine Flügel sind gespannt. Der Engel der Geschichte muß so aussehen. Er hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor *uns* erscheint, da sieht *er* eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm

## Der Zeitgenosse und die Wirklichkeit

(1954)

Die bloße Nennung des Wortes Wirklichkeit löst im allgemeinen Unbehagen aus. Wirklichkeit – das klingt nach Zahnarzt, und den Besuch beim Zahnarzt schiebt man möglichst hinaus, obwohl man weiß, daß es sinnlos ist, ihn hinauszuschieben. Der Zeitgenosse glaubt zu wissen, daß die Wirklichkeit häßlich und quälend sei, daß man sie nicht herankommen lassen darf; nah genug kommt die Wirklichkeit des Alltags, die eigenen Sorgen und Nöte in Permanenz. Wozu da noch ferne, noch fremde Wirklichkeiten an sich herankommen lassen. Aber die fremden Wirklichkeiten sind nur scheinbar fremd, und die ferneren sind nur scheinbar fern. Es gibt nichts, was uns nichts angeht, das heißt positiv: alles geht uns etwas an.

Die Wirklichkeit ist wie ein Brief, der an uns gerichtet ist, den wir aber ungeöffnet liegenlassen, weil die Mühe, ihn zu öffnen, uns lästig ist – oder weil uns die Vorstellung quält, der Inhalt könne unerfreulich sein, eine Vorstellung, die uns fast gewiß erscheint. Die Wirklichkeit ist eine Botschaft, die angenommen sein will – sie ist dem Menschen aufgegeben, eine Aufgabe, die er zu lösen hat. Die Wirklichkeit verleugnen – das ist wie Schulschwänzen, und es gelingt leider niemals, permanent die Schule zu schwänzen. Wir sitzen auf dem Sekundenzeiger, der die Vergangenheit von der Zukunft trennt, und der Zeiger bewegt sich so schnell, daß wir seine Bewegung kaum erkennen – so wie wir die Bewegung der Erde nicht spüren, obwohl sie stattfindet; die Zeit ist ein Karussell, das sich so geschwind dreht, daß wir seine Bewegung nicht mehr erkennen und zu ruhen scheinen, zu ruhen in der Gegenwart, während die Zeit vergeht; was hinter dem Sekundenzeiger liegt, ist Vergangenheit, was vor ihm liegt, Zukunft; und wir sitzen auf dieser schmalen Gabel und vergehen mit der Zeit. Die Wirklichkeit des Augenblicks ist die Vergänglichkeit, die unsere Kinder mit so beneidenswerter Intensität

genießen, daß sie ihnen ewig erscheint, ohne Ende im Schmerz und ohne Ende in der Freude: Gras und Wind, Wasser und der Ball – und die grellgefärbte Zuckerstange – die Ewigkeit des buntbemalten Luftballons: das ist die Wirklichkeit des Vergänglichen, das auf der Spitze des Sekundenzeigers neben uns herfährt. Das ist die Verzauberung durch die Zeit, der wir uns hingeben können, wissend, daß wir die Schule schwänzen, und wissend, daß es herauskommen wird – während die Kinder noch glauben dürfen, daß es nicht herauskommt: daß die grellgefärbte Zuckerstange ewig, der Luftballon unsterblich und die Kirmes eine Dauereinrichtung sei.

Aber die Zuckerstange wird dahinschmelzen, der Luftballon wird platzen oder davonfliegen, und die Kirmes wird abgebrochen. Wir wissen es und sind damit der Wirklichkeit ausgeliefert, sind es von jenem uns bekannten Punkt an, wo wir aufhören, Kinder zu sein.

Wir müssen den Brief öffnen, die Aufgabe zu lösen versuchen.

Da durchblättert man möglicherweise einmal einen alten Schulatlas und berührt gleichgültig jene öde erscheinenden grünlichen Flächen im nördlichen Teil Rußlands. Nur wenige, nicht sehr große schwarze Punkte lassen auf eine geringe Besiedlung schließen. Man hat einmal etwas von Tundra, etwas von Taiga gehört – und doch, diese grünlichen, öde erscheinenden Flächen werden erst wirklich, wenn wir darüber lesen: »Es ist das Land mit der niedrigsten Temperatur: etwa 70 Grad unter Null. Die Verschiffung von Sklaven und Kolonisten nach Kolyma, wobei die Verschiffung über das Eismeer nicht berücksichtigt ist, umfaßt vierhundert- bis fünfhunderttausend Menschen jährlich. Die Sterblichkeit beträgt 20–25 Prozent jährlich. Vorsichtige Berichte nennen zehn Millionen Gefangene.«

Durch dieses winzige Zitat von sieben Zeilen Umfang sehen wir den fernen und fremden Teil der Erde mit so vielen Menschen bevölkert, wie die Bevölkerung Schwedens, Norwegens, Dänemarks ausmacht – und der Bericht ist schon fünf Jahre alt. Wir ahnen die Existenz manches Verschollenen, und es könnte möglich sein, daß die Wirklichkeit dieses Teils der Erde, den wir beim Durchblättern des Schulatlanten gleichgültig mit den

Händen berührt haben – daß diese Wirklichkeit bis in unser Haus reicht: daß der Mann, der in der Wohnung unter uns wohnte, *dort* lebt – oder der, der einmal die Badewanne benutzt hat, die in dem zerstörten Haus nebenan immer noch zwischen Himmel und Erde hängt.

Auch unsere Phantasie ist wirklich, eine reale Gabe, die uns gegeben ist, um aus den Tatsachen die Wirklichkeit zu entziffern. Phantasie hat nichts mit Phantasterei zu tun, nichts mit Phantomen – Phantasie, das ist unsere Vorstellungskraft, unsere Fähigkeit, uns ein Bild von etwas zu machen: und das Bild ist die Verbindung der Badewanne, die nebenan im zerstörten Haus dem Regen seit neun Jahren preisgegeben ist – die Verbindung dieser Badewanne mit der öde erscheinenden grünlichen Fläche, die wir beim Durchblättern unseres Atlanten gleichgültig berührt haben.

Die Wirklichkeit wird uns nie geschenkt, sie erfordert unsere aktive, nicht unsere passive Aufmerksamkeit. Geliefert werden uns Schlüssel, Ziffern, ein Code – es gibt kein Passepartout für die Wirklichkeit: Bücher, Tatsachen, sie sind immer nur – sind es bestenfalls – Teile von oder Schlüssel zu Wirklichkeiten, sie öffnen Wirklichkeiten, wie man Türen zu Gebäuden öffnet, damit der Eintretende sich darin umsehe. Und man muß eintreten in den noch unbekanntem Raum und sich darin umsehen. Das Wirkliche liegt immer ein wenig weiter als das Aktuelle: um einen fliegenden Vogel zu treffen, muß man *vor* ihn schießen: man muß dazu die Geschwindigkeit des Vogels, die des Geschosses kennen, zahlreiche Imponderabilien noch: Wind und Luftdruck, Dinge, die sich errechnen lassen, und wenn die Berechnung fehlerhaft, fliegt der Vogel davon in Entfernungen hinein, wo er unerreichbar für das Geschloß wird. Auch die Wirklichkeit bewegt sich.

~~Schon fast vergessen sind die japanischen Fischer, die vor Monaten bei Atomversuchen verseucht wurden, und doch hätten wir uns ihre Bilder ausschneiden, sie aufkleben und an die Wände unserer Zimmer hängen sollen, denn diese Fischer waren die ersten Märtyrer einer neuen Wirklichkeit des Todes. Für einige Tage waren sie aktuell – eine kurze Welle des Erschreckens lief um die Welt, und man begann zu ahnen, was dort ge-~~

~~griechische Texte gearbeitet und zwei Jahre zuvor mit der *Geburt der Tragödie* plötzliche Berühmtheit erlangt hatte, veröffentlichte Friedrich Nietzsche 1874 die *Unzeitgemäßen Betrachtungen*, mit denen er mit seiner Zeit abrechnen, zur Gegenwart Stellung nehmen wollte. »Unzeitgemäß ist diese Betrachtung«, wie es zu Beginn des zweiten Stücks heißt, »weil ich etwas, worauf die Zeit mit Recht stolz ist, ihre historische Bildung, hier einmal als Schaden, Gebreite und Mangel der Zeit zu verstehen versuche, weil ich sogar glaube, dass wir alle an einem verzehrenden historischen Fieber leiden und mindestens erkennen sollten, dass wir daran leiden.« Nietzsche verortet seinen Anspruch auf »Aktualität«, seine Zeitgenossenschaft in einer Entkopplung, einer Phasenverschiebung. Der Gegenwart zeitgenössisch, ihr wahrhaft zugehörig ist derjenige, der weder vollkommen in ihr aufgeht noch sich ihren Erfordernissen anzupassen versucht. Insofern ist er unzeitgemäß, aber ebendiese Abweichung, dieser Anachronismus erlauben es ihm, seine Zeit wahrzunehmen und zu erfassen.~~

~~Selbstredend bedeutet diese Nicht-Koinzidenz, diese Dischronie nicht, dass derjenige Zeitgenosse ist, der in einer anderen Zeit lebt, der Nostalgiker, der sich mehr im Athen des Perikles oder in Robespierres und Marquis de Sades Paris heimisch fühlt als in der Stadt und der Zeit, in denen er lebt. Ein~~

~~vernünftiger Mensch kann seine Zeit hassen, doch er weiß genau, dass er ihr unwiderruflich angehört, weiß, dass er ihr nicht entkommen kann.~~

~~Zeitgenossenschaft ist also ein spezielles Verhältnis zur Gegenwart: Man gehört ihr an, hält jedoch gleichzeitig Abstand zu ihr; genauer gesagt ist sie *jenes Verhältnis zur Zeit, in dem man ihr durch eine Phasenverschiebung, durch einen Anachronismus angehört*. Diejenigen, die restlos in ihrer Epoche aufgehen, die in jedem Punkt völlig mit ihr übereinstimmen, sind nicht zeitgenössisch, weil sie sie gerade deshalb nicht sehen, nicht beobachten können.~~

2. 1923 schreibt Ossip Mandelstam ein Gedicht mit dem Titel »Das Jahrhundert« (das russische Wort *vek* bedeutet auch »Epoche«). Es stellt keine Betrachtungen über das Jahrhundert an, sondern über das Verhältnis zwischen dem Dichter und seiner Zeit, also über Zeitgenossenschaft. Sein Gegenstand ist nicht »das Jahrhundert«, sondern, laut den Worten, mit denen der erste Vers beginnt, »meine Zeit« (*vek moi*):

*Meine Zeit, mein Tier, wer könnte  
dir ins Auge blicken  
und mit seinem Blut verfügen  
die Wirbel zweier Jahrhunderte?*

Der Dichter, der seine Zeitgenossenschaft mit dem Leben bezahlt hat, muss seinem Zeit-Tier ins Auge sehen, muss das gebrochene Rückgrat der Zeit mit seinem Blut verleimen. Mit den beiden Jahrhunderten, den beiden Zeitaltern, ist nicht nur, wie vorgeschlagen wurde, das 19. und das 20. Jahrhundert gemeint, sondern auch und vor allem die Lebenszeit des Einzelnen (es sei daran erinnert, dass lateinisch *saeculum* ursprünglich Lebenszeit bedeutet) und die – in diesem Fall »20. Jahrhundert« genannte – kollektive historische Zeit, deren Rückgrat – wie wir der letzten Strophe des Gedichts entnehmen können – zerbrochen ist. Der Dichter als Zeitgenosse ist dieser Bruch, ist das, was die Zeit daran hindert, zur Einheit zu werden, und zugleich das Blut, das den Bruch verleimen soll. Der Parallelismus der Zeit (und der Wirbel) der Kreatur und der Zeit (und der Wirbel) des Jahrhunderts ist ein wesentliches Thema des Gedichts:

*Sein Lebtage lang muss das Geschöpf  
seine Wirbel tragen,  
die Wellen spielen  
unsichtbar mit dieser Wirbelsäule.  
Wie weicher Kinderknorpel  
ist der Erde neugeborenes Jahrhundert.*

Das andere große Thema – wie das vorausgegangene ebenfalls ein Bild der Zeitgenossenschaft – ist das des gebrochenen Rückgrats des Jahrhunderts und seiner Zusammenfügung, die nur der Einzelne (in diesem Fall der Dichter) leisten kann:

*Um das Jahrhundert von seinen Ketten zu befreien,  
um die neue Welt beginnen zu lassen,  
heißt es, mit der Flöte zu vereinen  
die knotigen Gelenke der Tage.*

Die folgende Strophe, die das Gedicht beschließt, lässt keinen Zweifel daran, dass es sich um eine unerfüllbare – oder besser paradoxe – Aufgabe handelt. Nicht nur dass das Rückgrat des Zeit-Tiers gebrochen ist, sondern *vek*, das neugeborene Jahrhundert, will sich mit einer Geste, die für jemanden mit gebrochenem Rückgrat schlechterdings unmöglich ist, zurückwenden, um seine Spuren zu betrachten, und zeigt so sein vom Schwachsinn gezeichnetes Gesicht:

*Doch dein Rückgrat ist gebrochen  
mein herrliches, elendes Jahrhundert.  
Mit einem törichtem Lächeln  
wie ein einst geschmeidiges Tier  
wendest du dich schwach und grausam zurück,  
die eigenen Spuren zu betrachten.*

~~lich getrennt hat, zurückrufen, heraufbeschwören und wiederbeleben, was sie zuvor für tot erklärt hat,~~

6. Es gibt noch einen weiteren Aspekt dieser besonderen Beziehung zur Vergangenheit. Die Zeitgenossenschaft schreibt sich nämlich in die Gegenwart ein, indem sie sie als archaisch kennzeichnet. Nur derjenige kann der Gegenwart zeitgenössisch sein, der im Modernsten und Neuesten die Anzeichen und Signaturen des Archaischen wahrnimmt. Archaisch bedeutet: der *arche*, dem Ursprung, nahe. Der Ursprung ist jedoch nicht in einer chronologischen Vergangenheit zu suchen: Er ist dem historischen Werden gleichzeitig und wirkt unablässig in ihm fort, wie der Embryo im Gewebe des gereiften Organismus und das Kind im Seelenleben des Erwachsenen fortwirkt. Die Abweichung – sowie die Nähe –, die die Zeitgenossenschaft definieren, sind in dieser Nähe zum Ursprung begründet, der nie heftiger pulsiert als in der Gegenwart. Wer zum ersten Mal im Morgengrauen vom Meer aus die Hochhäuser New Yorks sieht, nimmt diese archaische *facies* der Gegenwart, diese Kontiguität mit der Ruine sogleich wahr, die die zeitlosen Bilder des 11. September allen deutlich gemacht haben.

Die Literatur- und Kunsthistoriker wissen, dass es zwischen dem Archaischen und dem Modernen eine geheime Verabredung gibt, und zwar nicht deshalb,

weil gerade von den archaischesten Formen die größte Faszination auf die Gegenwart auszugehen scheint, sondern weil der Schlüssel des Neuen im Unvordenklichen, im Prähistorischen verborgen liegt. Als sie unterging, kehrte die antike Welt zu ihren Anfängen zurück, um sich wiederzufinden; und die Avantgarde, die sich in der Zeit verirrt hatte, jagte dem Primitiven und Archaischen nach. Man kann also sagen, dass der Zugang zur Gegenwart notwendigerweise die Form einer Archäologie hat, die jedoch nicht in eine ferne Vergangenheit vorzudringen versucht, sondern zu dem, was uns in der Gegenwart zu leben versagt bleibt und als Ungelebtes unablässig Richtung Ursprung gerissen wird, ohne ihn je erreichen zu können. Denn die Gegenwart ist nichts anderes als der ungelebte Teil jeden Erlebens. Was den Zugang zur Gegenwart verhindert, ist eben die Masse dessen, was wir aus den verschiedensten Gründen (seines traumatischen Charakters, seiner zu großen Nähe wegen) nicht zu leben vermögen. Die Aufmerksamkeit auf dieses Nicht-Erlebte bestimmt das Leben des Zeitgenossen. Insofern bedeutet Zeitgenossenschaft die Rückkehr zu einer Gegenwart, die nie die unsre war.

7. Jene, die die Zeitgenossenschaft zu denken versucht haben, konnten dies nur tun, indem sie sie in mehrere Zeiten aufgespalten, die Einheitlichkeit der

Zeit aufgesprengt haben. Wer von »meiner Zeit« spricht, teilt die Zeit, schreibt in sie eine Zäsur, eine Diskontinuität ein; doch gerade durch diese Zäsur, durch diese Einschaltung der Gegenwart in die träge Homogenität der linearen Zeit, stiftet die Zeitgenossenschaft eine besondere Beziehung zwischen den Zeiten. Wir haben zwar gesagt, dass der Zeitgenosse derjenige ist, der seiner Zeit das Rückgrat bricht (oder besser deren Riss oder Bruchstelle wahrnimmt), doch er macht aus diesem Bruch den Treffpunkt und Begegnungsort der Zeiten und Generationen. Insofern ist nichts exemplarischer als die Geste des Paulus, der seinen Brüdern die Zeitgenossenschaft schlechthin verkündet, die messianische Zeit, in der man Zeitgenosse des Messias ist und die er »Jetztzeit« (*ho nyn kairos*) nennt. Diese Zeit ist nicht nur chronologisch unbestimmt (die *parusia*, die Wiederkehr Christi, die das Ende der Zeit bezeichnet, ist gewiss und nah, aber nicht berechenbar), sie hat auch die einzigartige Fähigkeit, mit jedem Augenblick der Vergangenheit in Beziehung zu treten, aus jedem Moment, jeder Episode des biblischen Berichts eine Prophezeiung oder Präfiguration (Paulus zieht den Ausdruck *typos*, »Figur«, vor) der Gegenwart zu machen (so ist Adam, durch den der Tod und die Sünde über die Menschheit gekommen ist, »Typus« oder Figur des Messias, der den Menschen die Erlösung und das Leben bringt).

Das bedeutet, dass der Zeitgenosse nicht nur derjenige ist, der, indem er die Dunkelheit der Gegenwart wahrnimmt, ihr unerreichbares Licht erfasst; er ist auch derjenige, der, indem er die Zeit zerlegt, sie zu transformieren und mit anderen Zeiten in Verbindung zu bringen, sie gemäß einer Notwendigkeit, die keinesfalls seiner Willkür entspringt, sondern einem Erfordernis, dem er sich nicht verschließen kann, zu »zitieren« vermag. Es ist, als ob jenes unsichtbare Licht, die Dunkelheit der Gegenwart, seinen Schatten auf die Vergangenheit werfen würde und diese, vom Schattenstrahl getroffen, die Fähigkeit erhielte, den Dunkelheiten der Gegenwart zu antworten. Etwas Derartiges muss Michel Foucault vorgeschwebt haben, als er schrieb, dass seine historischen Untersuchungen der Vergangenheit lediglich der Schattenwurf seiner theoretischen Befragung der Gegenwart sind; und Walter Benjamin, als er schrieb, dass der den Bildern der Vergangenheit innewohnende historische Index anzeigt, dass sie nur in einem bestimmten Moment ihrer Geschichte lesbar sind. Ob es uns gelingt, diesem Erfordernis und diesem Schatten Gehör zu schenken, zeitgenössisch nicht nur mit unserem Jahrhundert und dem »Jetzt« zu sein, sondern auch mit ihren Figuren in den Texten und Dokumenten der Vergangenheit, entscheidet über Erfolg oder Misserfolg unseres Seminars.

## 4. Literarische Zeitgenossenschaft

Houellebecq, Michel: Unterwerfung. Köln 2015.

In all den Jahren meiner traurigen Jugend war Huysmans mein Gefährte, mein treuer Freund. Nie überkamen mich Zweifel, nie war ich versucht, ihn aufzugeben, mich einem anderen Thema zuzuwenden. Dann, an einem Nachmittag im Juni 2007, nachdem ich lange abgewartet, mich so lange davor gedrückt hatte, wie es zulässig war, ja sogar etwas über diesen Punkt hinaus, verteidigte ich vor dem Prüfungsausschuss der Universität Paris IV – Sorbonne meine Dissertation: *Joris-Karl Huysmans oder Das Ende des Tunnels*. Am darauffolgenden Morgen (oder vielleicht schon am Abend selbst, ich kann es nicht genau sagen, der Abend meiner Disputation war einsam und alkoholgetränkt) begriff ich, dass ein Lebensabschnitt zu Ende gegangen war und dass es vermutlich der beste gewesen war.

So geht es in unseren noch westlichen und sozialdemokratischen Gesellschaften allen, die ihr Studium beenden, nur ist es den meisten nicht oder nicht sofort bewusst, denn sie sind hypnotisiert vom Geld oder vom Konsum wie die Primitivsten, die die heftigste Sucht nach gewissen Dingen entwickelt haben (doch sie sind in der Minderzahl; die ernsthaftere und gemäßigttere Mehrheit entwickelt schlicht eine Faszination für Geld, diesen »unermüdlichen Proteus«). Noch willenloser sind sie ihrem Drang ausgeliefert, sich zu beweisen, sich einen beneidenswerten Platz in einer Gesellschaft des – wie sie denken und hoffen – Wettbewerbs zu erkämpfen, elektrisiert von der Anbetung austauschbarer Ikonen: Sportler, Modedesigner, Internetkreative, Schauspieler, Models.

Aus verschiedenen psychologischen Gründen, die zu analysieren ich weder die Fähigkeit noch die Lust habe, entfernte ich mich deutlich von diesem Schema. Am 1. April 1866, im Alter von achtzehn Jahren, begann Joris-Karl Huysmans seine Laufbahn als Beamter des mittleren Dienstes im Ministerium für Inneres und religiöse Angelegenheiten. 1874 publizierte er auf eigene Kosten einen ersten Band mit Prosagedichten, *Das Gewürzschälchen*, der abgesehen von einer freundschaftlichen Besprechung aus der Feder Théodore de Banvilles wenig Beachtung fand. Seine ersten Schritte waren also alles andere als sensationell.

Sein Verwaltungsleben plätscherte, wie sein Leben im Allgemeinen, dahin. Am 3. September 1893 zeichnete ihn die Ehrenlegion für seine Meriten im Staatsdienst aus. Als 1898 – nach Abzug seiner aus persönlichen Gründen erfolgten Freistellungszeiten – seine dreißig Jahre reguläre Dienstzeit erfüllt waren, wurde er pensioniert. Zwischenzeitlich hatte er Gelegenheit gehabt, mehrere Bücher zu schreiben, die ihn mir über mehr als ein Jahrhundert hinweg als Freund erscheinen ließen. Über die Literatur ist vieles, vielleicht zu vieles geschrieben worden (als Literaturwissenschaftler steht mir dieses Urteil mehr als jedem anderen zu), dabei ist die spezifische Besonderheit der Literatur, der *hohen Kunst* der westlichen, vor unseren Augen untergehenden Welt nicht schwierig zu bestimmen. Die Musik kann im selben Maße wie die Literatur erschüttern, eine gefühlsmäßige Umkehr, Traurigkeit oder absolute Ekstase bewirken; die Malerei kann im selben Maße wie die Literatur verzaubern, einen neuen Blick auf die Welt eröffnen. Aber allein die Literatur vermittelt uns das Gefühl von Verbundenheit mit einem anderen menschlichen Geist, mit allem, was diesen Geist ausmacht, mit seinen Schwächen

und seiner Größe, seinen Grenzen, seinen Engstirnigkeiten, seinen fixen Ideen, seinen Überzeugungen; mit allem, was ihn berührt, interessiert, erregt oder abstößt. Allein die Literatur erlaubt uns, mit dem Geist eines Toten in Verbindung zu treten, auf direkte, umfassendere und tiefere Weise, als das selbst in einem Gespräch mit einem Freund möglich wäre – denn so tief und dauerhaft eine Freundschaft sein mag, niemals liefert man sich in einem Gespräch so restlos aus, wie man sich einem leeren Blatt ausliefert, das sich an einen unbekanntem Empfänger richtet. Natürlich sind, wenn es um Literatur geht, die Schönheit des Stils, die Musikalität der Sätze von Wichtigkeit. Die Tiefe und Originalität der Gedanken des Autors sind nicht unwesentlich; aber ein Autor ist zuvorderst ein Mensch, der in seinen Büchern gegenwärtig ist; ob er gut schreibt oder schlecht, ist dabei zweitrangig, die Hauptsache ist, dass er schreibt und wirklich in seinen Büchern präsent ist. (Es ist seltsam, dass ein scheinbar so geringfügiger Umstand in Wahrheit so tiefgreifend ist und dass diese offenkundige, leicht festzustellende Tatsache von den Philosophen der verschiedenen Richtungen kaum erschlossen wurde: Weil Menschen aufgrund ihrer Natur grundsätzlich die gleiche Quantität von Sein besitzen, sind sie alle mehr oder weniger gleich gegenwärtig. Und doch ist das nicht der Eindruck, den sie über einige Jahrhunderte hinweg vermitteln; zu oft kann man beobachten, wie ein schemenhaftes Wesen in den mehr vom Zeitgeist als von der eigenen Persönlichkeit diktierten Seiten zunehmend zerfasert, immer geisterhafter und ungenannter wird.) Ein Buch, das man mag, ist zudem vor allem ein Buch, dessen Autor man mag, dem man gern begegnet, mit dem man gern seine Tage verbringt. In den sieben Jahren, die ich für die Niederschrift meiner Dissertation gebraucht

habe, war Huysmans mein Gefährte gewesen, quasi mein ständiger Begleiter. Huysmans wurde in der Rue Suger geboren, er wohnte in der Rue de Sèvres und Rue Monsieur, starb in der Rue Saint-Placide und wurde auf dem Friedhof Montparnasse bestattet. Im Grunde spielte sich beinahe sein gesamtes Leben im sechsten Arrondissement von Paris ab, so wie sein Berufsleben sich mehr als dreißig Jahre lang in den Büroräumen des Ministeriums für Inneres und religiöse Angelegenheiten abgespielt hat. Auch ich lebte damals im sechsten Arrondissement von Paris, in einem feuchtkalten und vor allem extrem dunklen Zimmer – die Fenster gingen auf einen winzigen Hof, wenig mehr als ein Brunnenschacht, hinaus, und man musste schon am frühen Morgen Licht machen. Ich litt unter Armut, und wenn ich bei einer dieser Umfragen, die in regelmäßigen Abständen den »Puls der Jugend« erfassen wollen, befragt worden wäre, hätte ich meine Lebensbedingungen wohl mit »eher schwierig« benannt. Dennoch war mein erster Gedanke am Morgen nach der Verteidigung meiner Dissertation (oder sogar noch am Abend selbst), dass ich soeben etwas Unschätzbare verloren hatte, etwas, das ich nie wiederfinden würde: meine Freiheit. Über mehrere Jahre hinweg hatten die allerletzten Überbleibsel einer agonisierenden Sozialdemokratie mir erlaubt (durch ein Forschungsstipendium, ein System von Vergünstigungen und vielfältigen sozialen Vorteilen, schlechte, aber billige Mahlzeiten in der Mensa), die Gesamtheit meiner Tage einer Beschäftigung zu widmen, die ich mir selbst ausgesucht hatte: dem freien geistigen Umgang mit einem Freund. Wie André Breton richtig festhält, ist Huysmans' Humor einzigartig: Er ist selbstlos, er lässt dem Leser einen Vorsprung, lädt ihn ein, sich schon im Voraus über den Autor zu mokieren, über die Exzesse seiner greinen-

den, grauenhaften oder komischen Beschreibungen. Von dieser Selbstlosigkeit hatte ich mehr als jeder andere profitiert, wenn ich meine Portion Sellerie mit Remoulade oder Kabeljaupüree in den Fächern der metallenen Krankenhaustabletts empfing, die die Bullier-Mensa ihren unglücklichen Nutzern zur Verfügung stellte (jenen, die offensichtlich sonst nicht wussten, wohin sie gehen sollten, die wahrscheinlich aus allen annehmbaren Mensen verdrängt worden waren, aber immer noch ihren Studentenausweis hatten, denn den konnte man ihnen nicht nehmen), während ich über Huysmans' Eigenschaftswörter sinnierte, über den »trostlosen« Käse, die »furchteinflößende« Seezunge, und mir vorstellte, was Huysmans, der sie nicht gekannt hatte, aus diesen karzerhaften Metallfächern gemacht hätte; dann fühlte ich mich etwas weniger unglücklich, etwas weniger allein in der Bullier-Mensa.

Aber all das war vorbei, allgemeiner gesagt: Meine Jugend war vorbei. Bald würde ich mich (und vermutlich recht zügig) um meine berufliche Eingliederung kümmern müssen. Was mich ganz und gar nicht freute.

~~Ein Studium im Fachbereich Literaturwissenschaften führt bekanntermaßen zu so ziemlich gar nichts außer – für die begabtesten Studenten – zu einer Hochschulkarriere im Fachbereich Literaturwissenschaften. Wir haben es hier im Grunde mit einem recht uneligen System zu tun, das kein anderes Ziel hat, als sich selbst zu erhalten; die über 95 Prozent Ausschuss nimmt man in Kauf. Nun schaden solche Studien aber auch nicht und können sogar einen geringfügigen Nutzen abwerfen. Ein junges Mädchen, das sich als Verkäuferin bei Céline oder Hermès bewirbt, muss selbstverständlich und in allererster Linie gepflegt auftreten; ein Abschluss in Literaturwissenschaften kann ein zusätzlicher Pluspunkt sein, dem Arbeitgeber wird eine gewisse mentale Beweglichkeit garantiert, die die Möglichkeit weiterer Karriereschritte nicht ausschließt, wo ansonsten keine brauchbaren Kompetenzen vorhanden sind – außerdem ist die Literatur in der Industrie der Luxusgüter seit jeher positiv konnotiert.~~

Ich war mir meinerseits bewusst, der winzigen Randgruppe der »begabtesten Studenten« anzugehören. Ich hatte, wie ich wusste, eine gute Dissertation vorgelegt und rechnete mit einer ordentlichen Note. Dennoch überraschte mich das *summa cum laude* angenehm und vor allem das Dissertationsgutachten, das ausgesprochen positiv, beinahe überschwänglich war. Ich hätte demzufolge gute Aussichten gehabt, Hochschullehrer zu werden, wenn ich es gewollt hätte. Mein Leben ähnelte in seiner Eintönigkeit und vorhersehbaren Farblosigkeit weiterhin dem von Huysmans eineinhalb Jahrhunderte